

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dienstag, den 21. August 1832.

100

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey J. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das Inn- und Ausland versendet.

## Die Cadenz.

Aus dem Leben, von Johann Gabriel Seidl.

Einer Fugge gleicht das Leben!  
Schmerz und Hoffnung, Freud' und Rath  
Hört man, mit verworrenem Streben,  
Tempo rasch in Tempo wehen; —  
Die Cadenz ist — früher Tod!  
Substanz aus bess'ren Welten  
Mag als frohe Coda gelten.

Ein Quartett vom Meister Beethoven in diesem Städtchen so seelenvoll ausgeführt zu hören, hätt' ich mir nicht vermuthet! so sprach ich zu meinem Führer, und lauschte mit gespanntem Ohre den melodienreichen Wendungen, dem brausenden Meere der Begleitung, auf welchem der Gesang der Oberstimmen, wie ein friedlicher Nachen, hinglitt. Die Töne klangen immer näher, und immer begieriger strebte mein Ohr der Quelle nach, aus welcher diese schmelzenden Tonwellen sprudelten.

Wir befanden uns nemlich in einer engen Straße, dem östlichen Endpunct eines kleinen Städtchens, in welchem ich kurz vor der Abenddämmerung des Allerseelentages angekommen war, um es mit Tagesanbruch wieder zu verlassen. — Um doch einen kleinen Eindruck von meinem Nachtquartiere mitzunehmen, bat ich einen älteren Mann im Gasthose, mich herumzuführen, und, was hin und wieder in irgend einer Beziehung merkwürdig wäre, mir mitzutheilen. Leider beleuchtete kein Mond unsern Pfad, und die Dunkelheit, nur von einzelnen Lampen unterbrochen, gab selbst den kleinen, unansehnlichen Häusern einen interessanten, alterthümlichen Anstrich. Ohne viel Merkwürdiges getroffen zu haben, kamen wir zuletzt in jene Straße, wo mir, fast geisterartig, die Töne jenes wohlbekannten Quartettes, in welchem ich oft den großartigen Vortrag meines Freundes Janša fast nicht minder, als die unendlich ergreifende Composition Beethoven's bewundert hatte, durch die Entfernung etwas gedämpft, entgegenschallten.

Als der Führer, der jener Töne längst gewohnt schien, meinen Wunsch, ihnen auf die Spur zu kommen, bemerkte, wies er auf ein kleines, nettes, durch ein Gärtchen von den übrigen Häusern getrenntes Wohngebäude, dessen Erdgeschosß erleuchtet war. Auf meine Frage, wer dort wohne, entgegnete er mir: Ein sonderbarer Mann, ehemals Organist in der Hauptstadt, mit dem

es eine ganz eigene Bewandniß habe. Ich möchte mich nur selbst überzeugen, und, ohne Anstand durch die Fenstervorhänge zusehen, denn, wenn er da mit seinen Kindern muscire, so wäre die ganze Welt für ihn nicht da. Auch sollte ich früher das Ende des Musikstückes abwarten; dann erst wolle er mir von der Geschichte dieses Mannes so viel erzählen, als im Städtchen bekannt geworden.

Leise schlich ich also zu den Fenstern, welche, von halben Vorhängen leicht verdeckt, mich in ein freundliches, nett eingerichtetes Zimmer sehen ließen. In der Mitte desselben stand ein Tisch mit acht Leuchtern, zwischen welchen vier Notenpulte aufgestellt waren, vor denen das stille Quartett saß. Den Prim spielte der Vater, mit weniger Virtuosität als Gefühl. Ihm gegenüber saß der mittlere seiner Söhne und behandelte die Bratsche mit großer Sicherheit. Die beyden andern Seiten des Tisches nahmen der jüngste Sohn, als Secundiß, und der älteste mit dem Cello ein. Das majestätische Allegro ging herrlich; wie an einem Zuge gingen die Bögen, und der Faden der Melodie lief alle Instrumente so genau und ohne Unterbrechung durch, daß man das Ganze von einem einzigen, den Umfang von vier Instrumenten in sich vereinigenden Tonwerkzeuge durchgeführt wähnte. Da ward keine, noch so unbedeutende Abschattung übersehen, keine Aushaltnote abgekapp't, kein Anschwellen des Tones zerrißen: der Vater schien in den Söhnen, die Söhne schienen im Vater zu spielen. Ja wäre der große, der taube Beethoven zugegen gewesen, er hätte aus den gleichförmigen Spiegelungen im Gesichte, der präcisen, wie verabredeten Bewegung, kurz Allem, was dem Auge das Ohr ersetzt, entnehmen müssen, daß dieses Quartett sein Werk so gehe, wie er es empfangen, wie er es ins Leben gestellt hat. Den Spielern gegenüber stand ein offenes, mit frischem, blanken Linnen überbreitetes Bett, worüber, von einer mattbrennenden Ampel erleuchtet, ein weibliches, so viel man ausnehmen konnte, nicht uninteressantes Bild hing. Vor dem Bette stand auf einem Tischchen ein Crucifix. Dem Vater zur Seite befand sich eine Wanduhr. Sie zeigte drey Viertel auf acht. Sonst war, außer den gewöhnlichen Einrichtungsstücken, im Zimmer nichts Auffallendes zu bemerken.

Das Allegro war zu Ende gespielt. Schweigend legten die Spieler ihre Instrumente bey Seite, blätterten um, sahen auf die Wanduhr und schienen absichtlich etwas länger auszusehen, als es zu ihrer Erholung nöthig war. Dem Beyspiele des Vaters folgend, nahmen sie, nach einer Pause von einigen Minuten, die Instrumente wieder zur Hand, halfen der Stimmung nach und begannen mit der Secunde den ersten Theil des herrlichen Adagio, welches, wie eine sehnfüchtige Frage an das Jenseits, sich durch den ersten Theil im ergreifendsten Figurenwechsel durchwindet, im zweyten Theile mit einer herzzerreißenden Cadenz abbricht, — und dann im schnelleren Tempo die Tacte des Anfanges, wie ein frohes Echo auf jenen sehnfüchtigen Ruf, wiederholt und mit einem toasfählichen Harpeggentutti schließt.

Auch dieses Adagio wurde mit einer solchen Wehmuth und Ergriffenheit ausgeführt, daß ich nicht bald ein innigeres Zusammenspielen gehört hatte. Die Töne schienen Worte; die Melodie war ein verständiges Gedicht, welches mit jeder Zeile deutlicher die Idee des Ganzen aussprach.

Jetzt kam die Cadenz. Ein rascher Bogenstrich, so kräftig alle Saiten im Vierklange fassend, als ob er sie zerschneiden wollte, — und mit gedehnten Schlägen fällt die Uhr in die Pause. Da legen abermal die Spieler ihre Instrumente weg, — stehen feyerlich auf, treten an das Bette, und knien, wäh-

rend der Vater vor dem Crucifix andächtig die Hände faltet, und das weibliche Bild mit feuchten Augen anblickt, hinter ihm nieder, still, wie er; bethend, wie er. Ich erinnere mich kaum, irgend einer Scene, mein ganzes Leben hindurch, begewohnt zu haben, welche mehr zur Andacht und Erbauung eingeladen hätte, als diese. Das Bild vor der Ampel schien friedsam zu lächeln, und ein leiser Geisterhauch durch die Saiten der Instrumente zu ziehen.

Jetzt standen alle zugleich, wie gestärkt, auf; saßten ihre Instrumente wieder, und spielten, mit Begeisterung, den Schluß des Stückes, worauf sie wegräumten, ihre Lichter nahmen und sich in das Nebenzimmer entfernten.

Das feyerliche Quartett mit der seltsamen Cadenz hatte mich, wiewohl mir Alles unerklärbar schien, tief ergriffen. Folgenden Schlüssel zu diesem musikalischen Räthsel erhielt ich durch meinen Führer.

Der Organist, in dessen Familienleid ich hier, ohne sein Wissen, einen Blick gethan, hatte sich, durch lange Zeit, in der Residenz mit Musikstunden mühsam sein Brot verdient. Das hielt ihn jedoch nicht ab, sein geringes Einkommen mit einem treuen Weibe zu theilen, dessen Herz eben so empfänglich für Musik war, als das seinige. Lange brachten sie so, mit drey Kindern, welche den Hausstand nach und nach vergrößerten, kummervoll ihr Leben hin. Musik war ihr Tagewerk, — Musik ihre Erholung. Musik lullte die Kleinen in den Schlaf, — Musik war die erste Kunst, deren Elemente man ihnen beybrachte. Da schlug plötzlich das Glück an ein Haus, worauf es lange vergessen zu haben schien. Eine bedeutende Erbschaft von einem Verwandten, dessen sich der überraschte Erbe kaum zu entsinnen vermochte, setzte ihn mit den Seinen in Stand, dem mühsamen Broterwerbe zu entsagen, sich in die Ruhe zurückzuziehen, und mit seiner lieben Gattinn, die ihm über Alles theuer war, der edleren Musik und seinem häuslichen Glücke zu leben. Er kaufte sich in dem kleinen Städtchen, das an der Hauptstraße recht reizend lag, und gewöhnlich dem Fremden, wie damals mir, zur freundlichen Nachtherberge diente, das niedliche Wohngebäude am östlichen Ende; übersiedelte dahin und freute sich recht innig, nach manchen stürmischen Passagen so eine heitere, gemüthliche Schlußsymphonie beginnen zu dürfen. Aber es war noch nicht aller Tage Abend geworden. Kurz nach der Übersiedlung in seinen neuen Bestimmungsort war seine Gattinn erkrankt; ein schleichendes Fieber, vielleicht die Folge früherer Anstrengungen und Entbehrungen, zehrte an ihrem Leben, und das um so gefährlicher, als wohl auch die plötzliche Veränderung aller Verhältnisse selbst, die Reise, die innige Sehnsucht, nur recht bald am Ziele zu seyn, ihren Körper und Geist angegriffen haben mochten. Sie wurde bettlägerig, und ihr Gatte sah nur bald zu deutlich ein, daß die Ärzte sie für einen Gegenstand ansähen, von dem die Kunst ihre Hand nur darum noch nicht abzieht, um ihre Ohnmacht nicht selbst eingestehen zu müssen. Der beste Arzt des leidenden Weibes war noch der Mann selbst mit seiner Musik. Wenn er mit seinen Söhnen sich zusammensetzte und ein heiteres Stück von Haydn, ein klares, wunderbar gerundetes Quartett von Mozart, eine Oper im Kleinen von Beethoven, eine Fuge von Spohr, Dunstlow oder Romberg anstimmte, — da lebte die Kranke wieder auf, und ihre abgespannten Nerven vibrirten von Neuem. Was die Ärzte dagegen sagen mochten, nur dieses Trostes ließ sie sich nicht berauben. Am letzten Abend ihres Lebens noch verlangte sie nach Musik und zwar nach jenem Quartett von Beethoven mit dem sehnsüchtigen Adagio und der wun-

derbaren Cadenz; sie verlangte darnach, mit dem leisen Beyfage: „Es wird hienieden mein letztes seyn, wie es mein liebstes war.“ — Bey diesem Quartett soll sie sich vordem in das Spiel ihres nachherigen Mannes verliebt haben; und wie leicht verliebt sich in den Künstler, wer sich in sein Werk verliebt. — Als die Quartettspieler, welche das sehnfüchtige Adagio an jenem traurigen Abende wohl mit mehr Seele mögen vorgetragen haben, als es je gespielt worden, zur Cadenz kamen, schlug die Uhr mit gedehnten Schlägen acht in die Pause; ein tiefer Seufzer wehte vom Bette der Kranken her; die Spieler sprangen auf — die Gattinn, die Mutter hatte vollendet.

Solch' ein Eindruck vergeht nicht; er übt, von dem Augenblick, wo er das Herz getroffen, sein geisterhaftes Recht unwiderstehlich. So bey dem Organisten. Bey jener Cadenz brach das Herz seiner Gattinn; das Quartett mit jener Cadenz sollte die Todtenfeyer seines lieben Weibes seyn, die er, an jedem Allerseelentage, mit demselben Zeigerschlag, ihr zu begehen gelobte.

Zu sehen, wie gewissenhaft der seltene Mann sein Gelübde erfüllt, gab mir meine Durchreise durch jenes Städtchen Gelegenheit. Es war die fünfte Todtenfeyer, — und wie gefühlt, wie erbauend, wie kindlich-väterlich!

Als ich das gehört hatte, dankt' ich meinem Führer, eilte nach Hause, und schloß mich in mein Zimmer ein, um ja keinen andern Eindruck mehr aus dem kleinen Städtchen mitzunehmen, als jenen, der zu schön war, um nicht unverwischet zu bleiben.

An Carl Egon Ebert,

nach Lesung seiner Dichtungen.

Liebl'ich tönt der Klang der Lieder in das Ohr mir, in das Herz,  
Hebt im stillen Lustempfinden all mein Sehnen himmelwärts,  
Trägt mich über Erdentiefen wie auf Schwingen eines Mars  
Hin zu Dir; das Herz ruft freudig: „Sieh und liebe, dieser war's! —  
„Der mit starken Dichterhänden in die gold'nen Saiten griff,  
„Durch die Phantasieenmeere lenkte des Gesanges Schiff;  
„Der, was Liebliches auf Erden, was im Herzen Heil'ges ist,  
„Dir so mild, so stark gesungen, daß Du ganz sein eigen bist!“ —  
Wo die Seelen so harmonisch tönen, ist Entfernung Land,  
Drum, im Liede nimm den Gruß, im Liede reich' ich Dir die Hand!

E. Richter.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Anfangs August 1832.

Unser Theater ist aus seinem Frühlingschlummer wieder erwacht. Eine ganz neue, komische Oper: „Salvator Rosa, oder: Zwen Nächte in Rom“ findet wiederholt Beyfall und macht stets ein volles Haus. Die Musik ist vom Musikdirector Ritter *Rastrelli*; der erste Versuch dieses bescheidenen jungen Künstlers, eine deutsche Oper zu schreiben, gelang ihm hier sehr gut, die Musik hat Anmuth, Leben und Charakter, und ist recht brav gearbeitet, sie hat weit höhern Werth als einige frühere italienische Opern dieses Meisters. Es ist sehr schade, daß das Buch nicht besser ist und die Erwartung täuscht, die man sich dem Titel nach macht, da das Leben des Salvator Rosa so viele romantische und interessante Scenen darböte! hier ist er mehr Nebenperson; die südlichen Volksscenen sind hier Hauptsache und werden auch trefflich dargestellt. Es ist nichts gespart worden, um diese angenehme Oper glänzend in Scene zu sehen, die Tänze und Gesichte besonders sind allerliebste. *Rastrelli* wurde nach der ersten Vorstellung herausgerufen. Wir wünschen diese Oper auch in der Stadt zu sehen, denn bis jetzt wurde sie nur auf dem Theater am Linkischen Bade aufgeführt.

Die Anwesenheit mehrerer Fremden, welche Gastrollen gaben, erweckte Interesse. Unter dem singenden Personal zeichnete sich nur Hr. Kauch er aus; dieser sehr brave Tenorsänger gefiel außerordentlich, besonders in der „weißen Dame“ wird er uns unvergesslich bleiben. Die Anwesenheit des Hrn. Dessoir, welcher den Theseus spielte, verschaffte uns einmal eine Aufführung der „Phädra.“ Ist bey solchen Stücken das Haus auch nicht voll, so weiß ein gebildetes Publicum doch die ausgezeichneten Verdienste unserer trefflichen Künstler darin zu schätzen. Mad. Mevius als Phädra ist vorzüglich und gibt diese schwere Rolle mit so viel Zartgefühl und Kraft, in so antikem Styl, daß es höchst interessant ist, der denkenden Künstlerin dabey aufmerksam zu folgen. Der innere Kampf, das strenge Ehrgefühl, die Glut der Leidenschaft, die, sobald einmal die Schranken gebrochen sind, mit wachsender Macht alles mit sich fortreißt, können nicht edler gegeben werden; ganz vortrefflich wurde sie aber auch unterstützt durch die ausgezeichnete Art, wie Mad. Werdy die Inone gab; wie leicht kann diese Rolle widrig herabgezogen werden, statt daß hier der wahrste innigste Ausdruck mütterlicher Zärtlichkeit Alles veredelte. Mad. Werdy war so trefflich costumirt in den faltenreichen, zarten, weißen Gewändern, daß sie ganz wie eine Gestalt aus einem griechischen Vasenrelief erschien. Ganz passend war Hr. Carl Devrient zum Hippolyt, jugendlich, streng und edel, voll innerer Glut und äußerer Kälte. Es ist nicht zu läugnen, daß durch die trefflichen Uebungen des Hofrath Tiel eine gewisse Haltung und ein richtiger Styl bey unserm Theater bewirkt ist, wodurch auch die geringeren Schauspieler doch so einzustimmen lernen, daß sie den Geist des Ganzen mindestens nicht stören. Das Fremdartige fiel auf in der Art, wie Hr. Dessoir den Theseus gab; er hat eine hohe Gestalt, Würde und ein kräftiges Organ, er gibt sich aber auch zu schnell aus, und wußte nicht den Ton der griechischen Heldenzeit so sicher zu treffen wie Phädra, Inone und Hippolyt. Wahrscheinlich gelingen ihm Darstellungen aus dem Mittelalter besser. Ein anderer Gast, Hr. Pusch aus Cassel, trat zuerst als Perin in „Donna Diana“ auf; er hat Gewandtheit und Geist, doch fehlt ihm jene ächt südliche Schlaueit und Feinheit, die hier ein so weites Feld hat sich zu zeigen. Die beyden Hauptrollen dieses herrlichen Stückes, welches man wohl die Krone des höheren Lustspiels nennen kann, Donna Diana und Don Cesar, werden hier von Mad. Mevius und Hrn. Emil Devrient vortrefflich gegeben. Diana ist gewiß eine der schwersten Rollen, die es nur gibt; sie steht immer im Nachtheil. Da sie keine Vertraute hat, gegen die sie ihr erwachtes inneres Gefühl aussprechen könnte, so bleiben wir lange zweifelhaft, ob ihr höhrender Stolz, den sie als Waise gegen sich selbst braucht, Ernst oder Maske sey. Unsere Künstlerin spielte sie mit vielem Anstand und mit schön durchblickender innerer Leidenschaftlichkeit; sie zeichnete es mit reizender psychologischer Wahrheit, wie sie an holder Lebenswürdigkeit zunimmt, je besiegter, verlassener und gekränkter sie erscheint. Sehr zu loben ist es auch, daß sie sich frey von aller französischen Coquetterie hält; diese Rolle verführt leicht dazu und kann einen blendenden, aber ganz falschen Firnis dadurch bekommen. Die stolze Spanierin wünscht wohl alle Sinne zu fesseln, aber wenn sie achtungswerth und Cesar's Liebe würdig seyn soll, wenn ihre frühere stolze Strenge nicht als elende Maske, sondern als anziehende Wahrheit erscheinen soll, so darf sie durchaus nicht leichtsinnig und gewandt in den Künsten der Coquetterie erscheinen. Sehr oft wird dies bey der Darstellung der Diana versehen. Emil Devrient läßt als Cesar gar nichts zu wünschen übrig; dieser Adel des ganzen Wesens, dies tiefe Gefühl, diese schwererrungene Selbstbeherrschung, dies rührende Verzagen an sich selbst, bey dieser Hoheit und Lebenswürdigkeit wird von diesem ausgezeichneten Künstler so vollendet und so zartempfundene dargestellt, daß auch die strengste Kritik nichts zu tadeln finden könnte. Seine liebliche Gattin ist eine reizende Floretta und weiß durch ihre Munterkeit mehr in diese Rolle zu legen als der Dichter selbst that.

Seit vier Wochen gaben nun die Franzosen aus Berlin hier Vorstellungen im Hoftheater. Sie sind immer sehr besucht und beliebt, doch bemerkt man allgemein, daß ihr Spiel nicht mehr so vorzüglich ist, als wir es die beyden vorigen Sommer fanden; die Feinheit und Grazie des Vortrags, die sie so sehr auszeichnete, ist nicht mehr dieselbe; selbst der Liebling des Publicums, Mlle. Lanestre, vernachlässigt oft ganze Stellen, fast scheint es mit Vorsatz, doch dieser Styl artet leicht in Manier aus; der Komiker, Hr. Francaque, belustigt wohl einen Theil der Zuhörer sehr, aber er mißbraucht die Freyheit der Bouffons; die französischen Vaudevilles sind freulich voller Zwendentigkeiten, doch es kommt ganz auf die Schauspieler an, ob sie solche herausheben oder leise darüber hinschlüpfen wollen; vor einem so gewählten Publicum ist man berechtigt das letztere zu fordern; die Unsitlichkeit, die gewiß würde ausgezischt werden, wenn deut-

sche Schauspieler sie so accentuirten und mit solchen Geberden begleiteten, ist dadurch, daß sie französisch gesprochen wird, nicht minder anstößig! — Nur Mad. Price (die leider aber viele ihrer Rollen abgegeben hat), Mr. Delcour und Mr. Durijssel sind sich ganz gleich geblieben und verdienen vollen Beyfall, dasselbe gilt von der munteren, geistvollen Mlle. Deschanel, welche wir sehr fortgeschritten finden; Mlle. Lancestre entzückt in manchen Stellen und läßt unbefriedigt in andern, auch ist es schade, daß sie ihren Anzug nicht vortheilhaft wählt. Die niedliche Mlle. Miller, deren Spiel recht hübsch ist, erfreute uns auch ein paarmal durch allerliebsten Gesang, sie trug ein paar eingelegte größere Opernarien reizend vor, mit einem zwar kleinen Stimmchen, aber alle Coloraturen und Passagen mit seltener Reinheit und Vollendung; sie erwarb sich den lautesten Beyfall. Da wir immer nur kurze Zeit diesen Genuß hier haben, hätten wir wohl gehofft, mehr neue Stücke zu sehen und nicht so viele, die voriges Jahr schon aufgeführt wurden.

### K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 11. August zum ersten Male: „Lisardo mit der Feuerlarve,“ romantisch, melodramatisches Schauspiel in 3 Abtheilungen, nebst einem Vorspiel in einem Act unter dem Titel: „Das Abenteuer auf der Jagd.“

Lisardo, ein gefürchteter Räuberhauptmann, wird der Retter der schönen Erilda, Nichte des Grafen von Rhodan, welche sich auf der Jagd verirrt. Aus Dankbarkeit, welche bald in Liebe übergeht, will sie ihm ihre Hand reichen; — allein seine Brüder, die Räuber, mahnen ihn seines Schwurs, er entsagt am Altar und Erilda wird als Gefangene fortgeführt. Erilda wird zwar wieder befreit, da sie aber ihr unglückliches Loos ahnt, so verfällt sie in Wahnsinn und Lisardo selbst wird gefangen, in ihm Erilda's Geliebter Belmonte erkannt und das Todesurtheil über ihn gesprochen.

Nach dem Schauspieler geschah etwas Ähnliches. Die Direction hat es fleißig angestattet, allein die Arrangements konnten diesmal die allzu großen Gebrechen der Dichtung nicht gut machen. Selbst der Liebling des lachlustigen Publicums, Hr. Scholz, konnte das rollende Rad des Schicksals nicht aufhalten, obwohl er einige Male, besonders im letzten Acte, sehr geschickt in die Speichen griff. Die Schauspieler hatten Zeit und Mühe treulich aufgeopfert und die H. H. Lucas, Spielberger und Bosard, so wie Mad. Pann, welche eine treffliche Darstellung des Wahnsinns gab und dafür stürmisch gerufen wurde, verdienen schon deswegen wohlwollende Erwähnung.

### L i t e r a t u r.

„Die letzten Johanniter auf Rhodus, oder: die Belagerung dieser Ordensinsel durch die Türken im Jahre 1522.“ Ein historisches Gemälde mit Noten von A. Freyherrn von Defele, Verfasser der „Olga“ u. a. 2 Th. mit Billie's Bildniß. Leipzig 1829 bey Ch. E. Kollmann.

Mit Recht nennt der Verfasser diesen seinen Roman ein historisches Gemälde, denn seine Dichtung hat ein festes historisches Fußgestelle. Wenn er hier und da aus der Wirklichkeit heraustrat, wie dies z. B. bey den verliebten Abenteuern Martinego's der Fall ist, so hat doch dieses Heraustraten aus dem Kreise der Begebnisse nichts Verlehdendes, es erinnert vielmehr an die Weise der Portraitmaler, die sich bey dem Portraitiren ein Idealfiren der ihnen sitzenden Personen erlauben, demungeachtet aber das Charakteristische, das Eigenthümliche der zu portraitirenden Köpfe nicht aus dem Gesichte verlieren. Das Großartige, was der Johanniterorden hatte, ist hier in das rechte Licht gestellt. Der Dichter lüftet den Vorhang, der vor dem inneren Räderwerke dieser riesenartigen Maschine hing und läßt uns einen Blick in das Sanctuarium des Ordens thun, wo der christliche Entschluß an's Kreuz gelehnt und auf das Schwert sich stützend, großsehnend ob des Fürstzenzistes, der Soliman's blutige Pläne fördert, Gott vertrauend seine frommen Entwürfe verfolgt. Wir sehen weiter, wie sich die Schlange unter dem Kreuze durchwindet, und nach der an's Schwert gelegten Hand seinen giftigen Geißel spielen läßt. In Billie, dem edlen Großmeister, finden wir den christlichen Entschluß personificirt. Soliman ist mit seinen Westren und Paschas nach dem Leben gezeichnet. Daß der Verfasser seinen Pinsel in den Farbentopf unseres v. Hammer tauchte, wird ihm niemand zum Vorwurfe machen. Wer einen östlichen Bildersaal anlegen will, der thut wohl, wenn er sich an diesen reichen orientalischen Gemäldeschöpfer wendet. Hier findet

er Alles vereinigt, was das Morgenland Reizendes und Wunderbares, Schauerliches und Großes zu geben hat. Der Styl des Freyh. v. Oefele bleibt sich nicht immer gleich, man stößt hier und da auf Unebenheiten, die man gerne weggeräumt sähe. Die Sprache des Verfassers macht oft zur Unzeit Toilette und zeigt sich dann wieder da, wo man sie gerne im vollen Puge erblickte, im Nachtkleide. An Reflexionen, die dem Romane als didaktischer Dichtung angehören, ist der Verfasser nicht sehr reich. Dem gewöhnlichen Leser, der sich nur an die Fabel hält, wird dieß lieb seyn. Referent, der in dem Romane ein Lehrgedicht sieht, beklagte mehr als einmal, daß man die Betrachtung, für die sich des Stoffes so viel darbort, allzukärglich abgespeist hatte. Das Reflectiren in Romanen ist freylich keine leichte Aufgabe. Die Betrachtung muß aus dem Charakter der handelnden Personen fließen, nicht aber aus der Seele des Autors hervorquellen. Dieß ist das Schwierige bey der Sache. Dieß ist der Punct, an dem so viele Roman-Dichter scheitern. Dieß ist die Klippe, an der selbst Walter Scott mehr als einmal Schiffbruch litt. Die Hinweisungen auf die damalige Stellung der europäischen Cabinete beweisen, daß der Verfasser den Geist jener sturmbelegten Zeit begriffen und sich auch in das Detail der Ereignisse hineinstudiert hat. Möge uns der Dichter recht bald mit einem ähnlichen Werke erkennen. Für Leser, die das Studium der Geschichte nicht als Hauptfache behandeln und darum nicht unmittelbar aus der Quelle schöpfen, genügen die beygegebenen Noten, die sich darum nicht in historische Controversen verlieren durften.

Druck und Papier dieses Buches machen der Kollman'schen Verlagshandlung Ehre. Wilkie's Bildniß ist eine willkommene Zugabe.

„Die Schwester,“ Seitenstück zur „Schwiegermutter,“ von Henriette Hanke, geb. Arndt, Hannover, 1831. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 2 Theile. 8. (1. Theil 292 S., 2. Theil 351 S.)

Wenn je ein Zeitalter fruchtbar an rüstigen Talenten gewesen ist, deren vorzügliches Streben dahin ging, die Lesewelt mit den mannigfaltigsten Gebilden ihrer Phantasie zu unterhalten und sie aus dem engen Kreise des Alltäglichen in die unendlichen Räume idealischer Schöpfungen hinüberzuzaubern; so ist es ohne Widerrede das unsrige. Fast jede Messe überflutet uns mit einem Schwall ähnlicher Erzeugnisse, deren Verfasser — Dichter verdienen doch wohl die wenigsten von ihnen genannt zu werden? — sich gegenseitig an Buntheit der Erfindung, Neuheit der Motive und Effecte, und Lebhaftigkeit der Darstellung mit mehrerem oder minderm Glücke zu überbieten trachten, und — seltsam genug! — auch bey dem offenbarsten Vorherrschn des Ungeschmacks und dem augenscheinlichsten Verkennen des wahren Wesens der Romanendichtung, dennoch ihr Publicum finden. Unerklärbar würde diese Erscheinung seyn, wenn uns nicht die heut zu Tage so allgemein verbreitete Lesewuth, die ihren Grund hauptsächlich in der oberflächlichen Tendenz der Gegenwart und ihrer Scheu vor jeder praktischen Richtung nach Außen zu haben scheint, einen Schlüssel zur befriedigenden Lösung dieses Räthsels darböte. Was ist demnach natürlicher, als daß Jeder, der in seiner etwas regsameren Einbildungskraft und der Gabe, seine Gedanken mit einer gewissen Leichtigkeit zu Papier zu bringen, sofort einen inneren Beruf zum Dichter zu erkennen vermeint, flugs sich hinsetzt und die Feder ergreift, um auch seinerseits dem herrschenden Geschmack zu huldigen und sein Scherzlein zur allgemein ersehnten Zeitkürzung beyzutragen, zumal, da auch der Autorkitzel dabey ins Spiel kommt und keinen unwesentlichen Antheil an diesem Entschlusse nimmt. Doch der alte Spruch: „Viele sind berufen, Wenige auserwählt,“ gilt auch hier in des Wortes volstem Sinne. Mit wahren Vergnüßen glauben wir daher die verehrten Leser unserer Zeitschrift versichern zu können, daß die geistreiche Dichterin des „Ringes“ und der „Schwiegermutter“ u. s. w. diesen wenigen Auserwählten angehöre und daß der Genuß, den uns die Lectüre ihres neuesten hier angezeigten Werkes verschafft hat, den reinsten Genüssen dieser Art bezuzählen sey, deren wir uns seit Langem zu erinnern im Stande sind. Wenigstens hat sie, unseres Erachtens, der Hauptaufgabe des Romans, eine ganz auf psychologischer Basis beruhende Charakterzeichnung der Menschheit zu liefern, in vorliegendem Werke auf eine Weise Genüge geleistet, die allen Anforderungen, selbst einer strengeren Kritik, größtentheils entsprechen dürfte. Gleich weit entfernt von fader Empfindelicy und abstoßender Schrofheit, sind die Gebilde, die sie uns handelnd und in interessanter Wechselwirkung begriffen vorführt, getreue Copien wirklicher Wesen, nicht bloße Reklagekisten, dergleichen in manchen vielbeliebten und vielgelesenen Romanen, als Vorbilder Ossian'scher Geister, ihren Spuck treiben und die Einbildungskraft ge-

wöhnlicher Leser so weit über alle Grenzen der Erfahrung hinausschrauben, daß ihnen am Ende der schlichte Gang des Lebens mißbehagt, und Gefühle eines unbefriedigten Daseyns und Lebensüberdruß als traurige aber unabwendbare Folgen eintreten — ein Umstand, der eben das meiste dazu beygetragen hat, die Romanlectüre in Mißcredit zu bringen und sie als schädlich und unheilverbreitend zu bezeichnen. Wir finden demnach hier eine Darstellung des Lebens in vielbedeutenden, ergreifenden Momenten, die sich zur lebhaften Phantasieanschauung am meisten eignen; Schilderungen edler Menschennaturen, die heynah dem Gebiete des Idealen anzugehören scheinen, im scharfen Contrast mit gewöhnlicheren Individuen, die aber, trotz mancher Mängel und Gebrechen, nie zur vollen Gemeinheit herabsinken<sup>\*)</sup>; die verzehrende Glut des Südens im Conflict mit der milderen Flamme des Nordens<sup>\*\*)</sup>; Gemälde von Naturscenen, die durch die Wahrheit der Auffassung und den herrlichen Schmelz der Farben classisch genannt zu werden verdienen und zur Bewunderung hinreissen †); Tiefblicke in die Natur des menschlichen Herzens, besonders des weiblichen, welche nur das Ergebnis langer Beobachtung und philosophischer Beschauung der geheimsten Erlebensmomente seyn können; geistvolle Benutzung, neuerer Zeitereignisse, welche dem Gange der Begebenheiten zur Folie dienen; und bey allem diesen so viel Zartheit und Umsicht in Enthüllung gewisser delicateser Verhältnisse, daß der über sie verbreitete Schleyer von der Hand einer sittlichen Grazie gehoben zu werden scheint ††). In der Behandlung des Stoffes, dessen Erfindung und Anordnung unstreitig hohe Meisterschaft verräth, hat sich zwar die Dichterin eine gewisse Breite nicht versagt. Entschädigte uns aber dafür auch nicht die reichste Fülle dramatischen Lebens, wie dies wirklich der Fall ist, so würden ihr doch die Worte unseres erhabenen Dichtergreises im 3. Bande seines „Wilhelm Meisters“: Der Roman muß langsam gehen und die Gefinnungen müssen, es sey auf welche Weise es wolle, das Vordringen des Ganzen zur Entwicklung aufhalten, wo nicht zur vollständigen Rechtfertigung, doch sicherlich zur genügenden Entschuldigung dienen. Was jedoch, nebst dem Plastischen der Darstellung, allem bisher Erwähnten die Krone aufsetzt, ist das stete „Im Auge Behalten“ eines erhabenen moralischen Lichtpunctes, in welchem sich alles Einzelne, gleich den Sonnenstrahlen im Focus des Brennsiegels vereinigt, und wodurch allein die theilweisen Dissonanzen zuletzt in die reinste Harmonie sich auflösen. Es ist uns unmöglich, denselben treffender als mit den eigenen Worten der Dichterin selbst zu bezeichnen, die also lauten †††):

„Irrer ist der Menschheit Loos! Wer kann sagen, wie oft er fehle? — Doch an der Hand der Liebe, welche aus den Wolken herab den Lauf der Dinge lenkt und alle Ge-  
schöpfe zur Glückseligkeit führt, finden wir — früh oder spät — den Weg der Wahrheit  
und unser ewiges Ziel. Wir überblicken dann das schmale, dornige Dunkel, die Lab-  
rinthe des Kummers, worin wir uns, verlockt durch Schuld oder Schwäche, verirren,  
und sehen, daß eine gütige Vorsehung es war, welche uns den leitenden Faden des  
Ausgangs reichte. Schlangen der Reue, die unsern gleitenden Schritten nachgezogen,  
winden sich in einen Schicksalsnoten, und dieser wird, um mit dem Dichter zu reden,  
zur — Blume. Wir aber geben sie dem Ganzen dahin, daß sie warnend blühe und den  
Samen himmlischer Hoffnungen trage!“

Bedarf es wohl nach diesen Andeutungen noch weiterer kritischer Empfehlungsbriefe, um unserer achtungswerthen „Schwester“ Zutritt in die Zirkel gebildeter Leser und Leserinnen zu verschaffen?  
F. v. P.

\*) J. B. Blanka von der Pforte, ein fast idyllischer Charakter; Graf Lazarus Dodona, der jüngere; Heliadora; der Caplan in Falkenburg, u. a.

\*\*) J. B. Blanka's Vater; Graf Lazarus Dodona, der ältere; der Propst von Gallenburg sammt seiner bessernden Schwester Lotwine u. a. Vielleicht dürfte hievon bloß die Schilderung des adeligen Ehepaares in Rosen's „Nachbarschaft“ und die Kaffee-  
fehlszene Thl. 2. S. 30 — 34 auszunehmen seyn.

†) J. B. Solziere und Marie; Pedro und Lazarus; Heliadora und Blanka u. a.  
†) J. B. Das Gemälde eines Frühlingsabends, Thl. 1. S. 121; einer waldigen Thal-  
gegend im Abendschimmer, S. 272; eines Dörfchens in der Stille der Nacht, vom  
Strahl des Mondes beleuchtet, Thl. 2. S. 311; u. a.

††) J. B. Jener Mariens von Dodona.

†††) Siehe Thl. 2. S. 351 zu Ende.

(Mit Nr. 34 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.